

# Liebe Freunde des Institutes und des Hauses Königstein

Vor drei Jahren haben wir zum Ersten Advent das Haus Königstein eingeweiht und können nun auf drei Jahre unserer Arbeit in der oberhessischen Diaspora zurückblicken. Das Engagement der meist ehrenamtlichen Mitarbeiter, durch die der Umzug aus Königstein und die Zeit der Krankheit von Professor Grulich bewältigt wurden, ist in den Jahren noch gewachsen. Nur so war es möglich, unsere Tage der offenen Tür durchzuführen, Vorträge anzubieten und unsere Mitteilungen so zu gestalten, dass sie von Heft zu Heft mehr Leser gewannen. Auch die Studienfahrten nach Böhmen und Mähren, in die Slowakei und Ungarn konnten nur ermöglicht werden, weil sich Professor Grulich auf die Unterstützung und Mithilfe der Mitarbeiter verlassen konnte.

Was uns bei Besuchen von Landsleuten immer wieder gesagt wird, ist die Genugtuung vieler, dass wir den Namen Königstein für das Haus gewählt haben und dass im bescheidenen Innenhof ein Speckpater-Platz die Erinnerung an den noch vielen Besuchern bekannten Pater Werenfried wachhält.

Deshalb möchte der Vorstand allen Freunden und Wohltätern von Herzen danken, dass Sie durch Ihre freiwilligen Beiträge und Spenden das Haus Königstein erhalten haben und dass wir, wie ein hoher Besucher sagte, das Institut und seine Räumlichkeiten zu einem Stück Heimat machen konnten. Seine Zukunft wird auch weiterhin von Ihnen abhängen, wenn Sie uns unterstützen und zum Erhalt und vielleicht sogar Ausbau beitragen.

Mit diesem Rückblick verbindet der Vorstand für alle die Wünsche für eine besinnliche und gnadenreiche Zeit des Advents zur Vorbereitung für das Fest der Geburt unseres Herrn und für ein gesegnetes Neues Jahr.

Mit heimatlichen Grüßen

Ihr



Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl,



Prof. Dr. Adolf Hampel



Dipl.-Theol. Astrid Platen

# Ein deutsches Blatt der Katholischen Aktion

## Vor 75 Jahren erschien das Katholische Kirchenblatt in Prag

Im Jahre 1935, als die katholischen Bischöfe der Tschechoslowakei ihre Gläubigen aus allen Nationalitäten des Landes zum Gesamtstaatlichen Katholikentag nach Prag einluden und dafür in den Pfarreien vorbereiteten, wurde auch das „Katholische Kirchenblatt“ für die deutschen Katholiken in Prag gegründet. Die erste Nummer erschien am 10. März 1935. Jede Woche wollte sich diese Kirchenzeitung „auf dem Betätigungsfeld des Presseapostolates für die Gedanken der Katholischen Aktion, für die religiöse Erneuerung und für die Verlebendigung der Pfarrgemeinde in unserer Heimat“ einsetzen, wie es in der ersten Nummer hieß. „Wir haben uns mit dem Katholischen Kirchenblatt keine kleine Aufgabe gestellt.“, schrieb sein Chefredakteur Dr. Franz Lorenz. „Schriftleitung und Verwaltung werden alle Kraft an das Werk setzen. Es liegt nun auch am Leser, mitzubauen: Werbung vor allem tut Not. Hier öffnet sich ein ungeahntes Arbeitsfeld für das Presseapostolat. Helfen Sie alle mit!“ Das Blatt wurde mit kirchlicher Druckerlaubnis des erzbischöflichen Ordinariates Prag herausgegeben und kostete als Einzelnummer 50 Heller, im Vierteljahresbezug 6,50 Kronen. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter war der 1901 geborene Publizist Franz

Lorenz, ein aktives Mitglied des 1920 gegründeten Jugendbundes „Staffelstein“. Er leistete auch nach der Vertreibung viel für die Kirche und die sudetendeutsche Sache, wurde aber leider zu seinen Lebzeiten und bis heute nach seinem Tode 1982 zu wenig gewürdigt.

„Werbung für das Kirchenblatt ist zeitgemäßes Laienapostolat“ hieß es in Nummer 1 und später:

„Wandert das Blatt von Hand zu Hand, wird es bekannt im ganzen Land.“

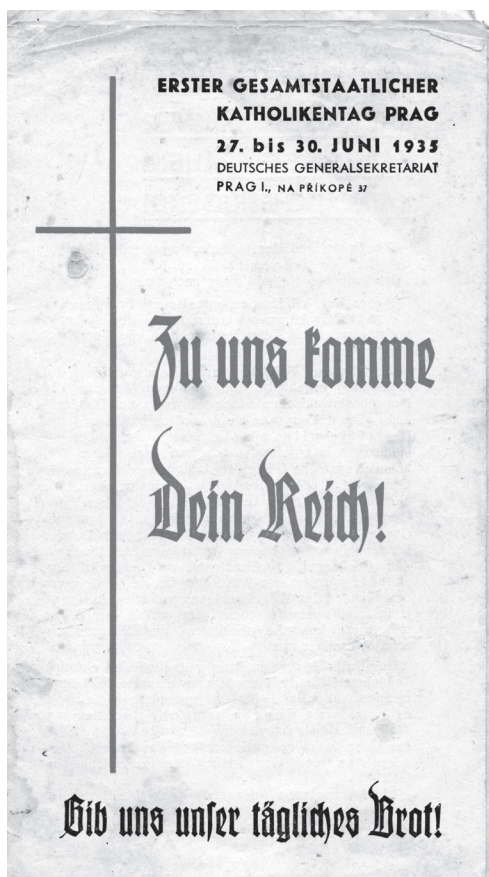
Die gebundenen Ausgaben der Jahrgänge bis 1938 im Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien im Haus Königstein in Nidda geben einen informativen Überblick über das katholische deutsche Leben jener Zeit. Franz Lorenz zeigte sich schon damals als großer Pressemann, als der er sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg und nach der Vertreibung als Chefredakteur vom „Echo der Zeit“ erwies. Ihm verdanken wir auch das „Sudetendeutsche Jugendbuch“, zahlreiche Laienspiele, Balladen und den Sammelband „Schicksal Vertreibung. Aufbruch aus dem Glauben“, den er für die Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Vertriebenenorganisationen erstellte.

Im „Katholischen Kirchenblatt“ gab er jede Woche Gedanken und Anregungen, Meldungen und Be-

richte. In einer Rubrik „Lebe mit der Kirche“ druckte er das jeweilige Sonntagsevangelium ab und stellte die Heiligen der Wochentage vor. Er nahm das Wort Presseapostolat und Katholische Aktion ernst, wie seine Beiträge über Caritas und religiöses Brauchtum, über Sakramente, Kirchengeschichte und andere Themen zeigen. Großen Raum nimmt im ersten Jahrgang der Gesamtstaatliche Katholikentag 1935 ein, zu dessen Jubiläum wir in den nächsten Mitteilungen auch noch

nach Quellen des Kirchenblattes berichten werden. So schrieb Lorenz in Nr. 4 vom 31. März 1935 den Leitartikel „Prags christliches Antlitz“, in dem er für Prag zum Katholikentag „das größte Fest seiner Geschichte“ ankündigte. „Wenn wir das christliche Antlitz Prags recht tief auf uns wirken lassen, werden wir unsere Sendung erkennen.“ Worte, die uns auch heute anregen sollten.

*Rudolf Grulich*



*Der Gesamtstaatliche Katholikentag vor 75 Jahren 1935 in Prag war ein Versuch der Kirche, die Katholizität der Völker der Tschechoslowakei zu betonen.*

*Es gab Gottesdienste und Veranstaltungen für Tschechen, Slowaken, Deutsche, Ungarn, Polen und Ruthenen.*

*Über dieses vergessene Ereignis unserer Kirchengeschichte und insbesondere über die sudetendeutsche Teilnahme werden wir im nächsten Heft der Mitteilung berichten.*

# Hirtensorge um die Vertriebenen

In diesem Jahr gedachte Deutschland der Charta der Vertriebenen vom 5. August 1950, als die Vertreter von 16 ostdeutschen Vertriebenenverbänden und Landsmannschaften zum Aufbau Deutschlands und Europas aufriefen, auf Rache und Vergeltung verzichteten, aber nicht auf das Recht auf ihre verlorene Heimat. Das Jahr 1950 ist aber auch das Jahr der Wiesbadener Erklärung, gemeinsam herausgegeben von sudetendeutschen und tschechischen Vertretern des Exils. Wir sollten außerdem auch der Bemühungen jenes Jahres gedenken, den sich damals verschärfenden Gegensatz zwischen Einheimischen und Vertriebenen durch den Lastenausgleich zu entschärfen und eine Radikalisierung der entwurzelten Massen zu verhindern. Das tat 1950 vor allem der 1948 gegründete Katholische Flüchtlingsrat unter dem Päpstlichen Sonderbeauftragten für Flüchtlingsseelsorge Prälat Dr. Hartz, der sich 1950 an alle Seelsorger in Deutschland wandte und sie aufforderte, ihre „Aufmerksamkeit noch stärker als bisher dem Problem der Vertriebenen und der anderen Kriegsoffer zuzuwenden und alle Möglichkeiten auszuschöpfen, damit die unsagbar große Not durch gemeinsame Bemühungen und Opfer von Einheimischen und Vertriebenen überwunden oder wenigstens gelindert wer-

de.“ Prälat Hartz war der vertriebene Ordinarius der Freien Prälatur Schneidemühl und war dem Ende 1948 tödlich verunglückten Bischof Ferdinand Dirichs von Limburg als Beauftragter der Fuldaer Bischofskonferenz für die Vertriebenen-seelsorge nachgefolgt. Präsident des Flüchtlingsrates war Dr. Hans Lukaschek, der dieses Amt auch wahrnahm, als er 1949 als erster Vertriebenenminister nach Bonn berufen wurde.

Die Männer und Frauen des Katholischen Flüchtlingsrates dankten in ihrem Aufruf zunächst allen Seelsorgern im Namen der Vertriebenen für alle Anteilnahme, Arbeit und Hilfe, die sie trotz vieler Schwierigkeiten und mancher Enttäuschung bereits geleistet hatten. Es hieß: „Wir wissen, daß Westdeutschland in materieller Hinsicht die Flüchtlingsfrage aus eigenen Kräften hinreichend nicht lösen kann. Wir sind aber davon überzeugt, daß die Flüchtlingsfrage im tiefsten eine geistige und sittlich-religiöse Aufgabe ist, die Gottes Vorsehung Einheimischen und Vertriebenen gestellt hat und die Westdeutschland mit den Kräften des Geistes und des Herzens lösen kann und lösen muß, wenn es daran nicht zugrunde gehen will.“

Die Autoren dieses Schreibens betonen die Wirksamkeit der Kirche und des Seelsorgers in ihrer entscheidenden Bedeutung für

die Meisterung des Problems, ja sie „wagen sogar die Behauptung auszusprechen, daß es neben der Gnade Gottes von der erzieherischen Wirksamkeit und dem Beispiel der Seelsorger abhängt, ob die zur sozialen Revolution hindrängende Entwicklung in Westdeutschland aufgehalten und die Not der breiten Massen durch den Aufbau einer neuen christlichen Sozialordnung überwunden werden kann.“ Es wird trotz des Wissens um viele Schwächen und Schwierigkeiten der Nachkriegsjahre als eine gewaltige Leistung gewertet, dass Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen in einem Land aufgenommen wurden, dessen Städte und Industrie weithin vernichtet waren, und beide Gruppen trotz allem ohne gewaltsame Auseinandersetzungen miteinander lebten. Es wird aber auch die Abwehrhaltung der alteingesessenen Bevölkerung realistisch gesehen, wodurch die tatsächliche Eingliederung der heimatlosen und entwurzelten Menschen erschwert werde und diese Menschen in den Radikalismus getrieben würden. Eine solche Entwicklung habe auch dazu geführt, dass sich viele Heimatvertriebene in der Kirche nicht geborgen fühlten, da sie als „sozial ausgeheimatete Menschen auch im kirchlichen Leben ihres neuen Aufenthaltsortes keine Heimat“ fänden. Die Erfahrung zeige, dass überall dort, wo ein Seelsorger den Vertriebenen von Anfang an mit Verständnis entgegenkam, der Gottesdienst-

besuch der Vertriebenen und der Sakramentenempfang zufriedenstellend seien. Der Seelsorger müsse „die seelische Wundtheit der Vertriebenen“ beachten und berücksichtigen, dass sie aus anderen deutschen Stämmen, Landschaften und kirchlichen Traditionen kämen. Sie hätten ihre Ehre und dürften nicht als Bettler behandelt werden, die für Almosen dankbar sein müssten. Die Pfarrer werden ermahnt, Sorge zu tragen und den Vertriebenen Vertretungen in allen Pfarrausschüssen, in Vereinen und der Caritas zu ermöglichen. Unter den Vertriebenen sollten Laienapostel herausgezogen werden. „Wie die Arbeiter nur durch Arbeiter, so können die Vertriebenen nur durch Vertriebene missioniert werden.“ Da über die Hälfte der acht Millionen katholischer Vertriebenen in evangelischen Gegenden untergebracht wurden, sei die religiöse Not groß. „Unsere Landsleute tragen die Heimatlosigkeit wie eine seelische Krankheit mit sich herum. Auf lange Zeit hinaus werden sie sich an ihrem jetzigen Aufenthaltsort und in ihrer derzeitigen Stellung noch nicht wie daheim fühlen.“

Unter den Mitgliedern des Katholischen Flüchtlingsrates war es vor allem Pater Paulus Sladek von der „Kirchlichen Arbeitsstelle“ in München, der in Briefen an verschiedene Redaktionen katholischer Zeitungen die sittliche Verantwortung eines gerechten Lastenausgleiches betonte und

die Schriftleiter der Blätter auf-forderte, die einheimischen Leser auf ihre Christenpflicht der Soli-darität hinzuweisen. Unter den Priester jener Jahre muss auch Pater Werenfried van Straaten genannt werden, der legendäre Speckpater, der sein 1947 gegrün-detes Werk der Ostpriesterhilfe eine „Schule der Liebe“ genannt hatte, weil er damit zeigte, dass Christen auch den Feinden von gestern zu Hilfe kommen, wenn sie in Not seien. Deutschland gedachte im Vorjahr mancher Ereignisse des Jahres 1949, zum Beispiel der Verabschiedung des Grundgesetzes und der Gründung der Bundesrepublik Deutschland und erinnerte an die ersten Wahlen zum Deutschen Bundestag und an die erste Regierung Konrad Adenauers. Dabei muss aber auch erwähnt werden, dass schon 1949 im August ein „Gesetz zur Milderung sozialer Notstände“ in Kraft trat, das die Soforthilfe für Vertriebene und Flüchtlinge, Kriegssach- und Währungsge-schädigte regeln sollte. Es war die Vorstufe zum Lastenausgleich, der ein zentrales soziales Anliegen in der Bundesrepublik und eine Großtat des jungen Staates war. Es folgte am 19. Juni 1950 das Heimkehrergesetz für die ehemaligen Kriegsgefangenen und am 20. Dezember dessel-ben Jahres das Bundesversor-gungsgesetz, das den Kriegsbe-schädigten und Hinterbliebenen Heilbehandlung und Renten zu-sicherte. Von größter Bedeutung war dann das „Gesetz über den

allgemeinen Lastenausgleich“ vom 14. August 1952, womit die Bundesrepublik einen Weg schuf, die Schäden der Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten zu mildern und auszugleichen. Das ging nicht ohne Widerspruch und viele Proteste, denn es gab von einheimischer Seite eine gefähr-liche Stimmungsmache gegen die „Flüchtlinge“. Auch manche Poli-tiker machten vor Wahlen billige Stimmung gegen die Soforthilfe, die Bau-Notabgabe und gegen das Lastenausgleichsgesetz.

Dagegen wandte sich auch das Schreiben des Katholischen Flüchtlingsrates und in seinem Gefolge manche Priester, vor allem die Mitarbeiter der Kirch-lichen Hilfsstelle in München. Sie versuchten in vielen Artikeln und in Predigten zu zeigen, dass der „Lastenausgleich keine An-gelegenheit der Flüchtlinge und Vertriebenen ist, sondern auch den Ausgebombten und son-stigen Kriegsbeschädigten zugute kommt“. Vor allem Pater Paulus Sladek stellte damals immer wieder heraus, dass der Lastenaus-gleich eine sittliche Pflicht aller Staatsbürger sei. Wenn im Aus-land durch die Ostpriesterhilfe den ehemaligen Feinden geholfen werde, so sei das noch mehr eine Pflicht aller Deutschen, von denen die meisten nicht so schlimm von den Folgen des Krieges be-troffen waren wie die Vertrie-benen. Ein anderer vertriebener Heimatpriester, der Volksmis-sionar Pater Augustin Reimann machte klare Aussagen über die

„selbstverständliche Pflicht der austeilenden Gerechtigkeit“ und sprach sogar von „der Sünde der Ungerechtigkeit“, wenn sich Einheimische weigerten, den Vertriebenen zu helfen und sich gerade beim Lastenausgleich „durch alle möglichen Tricks ihrer Pflicht entziehen“ wollten. „Spätere Zeiten werden einmal die deutsche Volksgemeinschaft unserer Tage danach beurteilen, wie sie diese Probe der Liebe bestanden hat“, betonte Pater Reimann, der als Redemptorist und Prediger bei vielen Vertriebenen bis heute nicht vergessen ist. Pater Paulus Sladek ermahnte in seinen Schreiben die Redaktionen katholischer Blätter, die Stimmung gegen den Lastenausgleich zu bekämpfen und den Einheimischen die kirchlichen Kundgebungen der Soziallehre zu vermitteln. So hatte Bischof Michael Keller von Münster in seinem Fastenhirtenbrief beklagt, dass er erleben müsse, wie für eine Unzahl von Menschen infolge der gesellschaftlichen Missstände die Beobachtung verpflichtender Gebote ungeheuer erschwert war. Das gelte nicht nur für den Osten jenseits des Eisernen Vorhangs, sondern auch für den Westen: „Ich erinnere nur an die Wohnungsnot und das Vertriebenenproblem.“ Die Kirche bejahe das Privateigentum, „aber sie billige nicht die bestehende Eigentumsverteilung. Es ist untragbar, dass einige wenige – ob diese wenigen Privatleute oder der Staat sind, bleibt sich gleich – praktisch al-

lein über die Erdengüter verfügen, die doch für alle bestimmt sind, während die Masse der Menschen leer ausgeht.“

Auf dem Bochumer Katholikentag 1949 erklärte der Jesuit Professor P. Hirschmann: „Wenn sich über Nacht die Eigentumsverhältnisse durch Ausbombung und Ausheimatung so ändern, dass Millionen nichts mehr haben und andere noch fast alles, dann wird der Versuch, die bestehende Eigentumsverteilung bei den Verschonten um jeden Preis aufrechtzuerhalten, zu einem Verbrechen am Volk. Dann wird die Vornahme eines Lastenausgleiches eine Pflicht der Gerechtigkeit.“

Bereits 1948 hatte in Eichstätt eine Tagung der katholischen Moralthologen der bayerischen Universitäten und Hochschulen stattgefunden, die sich mit der Vorbereitung und Regelung eines Lastenausgleichs befasste. Überzeugt, dass ohne gesinnungsmäßige Bereitschaft im deutschen Volke auch die besten Gesetze über den Lastenausgleich versagen müssten, wandte sich die Konferenz mit einer Stellungnahme an die Öffentlichkeit, in der es hieß: „Die aus dem Krieg und den Kriegsfolgen entstandenen Lasten sind im deutschen Volk so ungleich verteilt, dass ein Ausgleich von der Gerechtigkeit streng gefordert wird. Wo es um Sein oder Nichtsein der deutschen Schicksalsgemeinschaft geht, sind nach dem Naturrecht und nach der ausdrücklichen

Lehre der katholischen Kirche auch empfindliche Eingriffe in das Eigentum des Einzelnen sittlich berechtigt. Das siebte Gebot schützt nicht nur das Eigentum, sondern legt auch soziale Pflichten auf.“

Bedeutende katholische Laien waren damals aktiv bei den Vorbereitungen und der Durchführung des Lastenausgleichs beteiligt. Sie entwarfen im Haus der Katholischen Volksarbeit in Frankfurt „Leitsätze zum Lastenausgleich“. Nicht von ungefähr sind darunter Namen wie die

der späteren Abgeordneten Hans Schütz, Helmut Czaja, Clemens Riedel oder Richard Hackenberg. Nicht vergessen sollte auch die Aussage der Moraltheologen auf ihrer Tagung in Eichstätt sein: „Das deutsche Volk erwartet, dass ihm bei der Durchführung des Lastenausgleichs auch von jenen Hilfe zuteil wird, die für die rechtswidrige und unmenschliche Ausweisung der Ostdeutschen verantwortlich sind.“

*Rudolf Grulich*

## **Vor 50 Jahren: Ostdeutsche Erinnerungen an den Eucharistischen Weltkongress 1960 in München**

**V**or 50 Jahren fand 1960 in München der Eucharistische Weltkongress statt, der mit seinem Motto „Pro mundi vita“ wegweisende Impulse für die Kirche vorlegte. Erst ein Jahr zuvor hatte Papst Johannes XXIII. das Konzil angekündigt, in dessen Vorbereitung auch der Eucharistische Weltkongress die damalige Aufbruchstimmung der Kirche wiedergab. Wer heute ein halbes Jahrhundert später die beiden Dokumentationsbände „Statio orbis“ wieder studiert, wird überrascht sein, wie viele heute aktuelle Themen bereits damals diskutiert wurden. Wenn wir uns im dritten Jahrtausend berechnete Sorgen um die Umwelt und die Zukunft unseres Planeten machen, so geschah dies bereits damals. Die heute vergessene Dichterin Gertrud von Le Fort hatte für den Weltkongress die Festhymne geschrieben, die von Domkapellmeister Joseph Haas vertont und bei der Eröffnung am 3. August 1960 vom Festchor gesungen wurde:

„...es geht ein Grauen um auf unserer Erde.

Es geht ein Zittern um auf allen Straßen der Zeit!

Wer wird uns retten, wenn der Tod kommt,

Wer wird die schöne Erde in die Arme schließen, wenn sie stürzt?“

Die aus hugenottischer Familie stammende Konvertitin Le Fort gab damals eine dichterische Antwort, die der Eucharistische Weltkon-





*Die offizielle Plakette des  
Eucharistischen  
Weltkongresses in München  
mit dem Motto  
„Für das Leben der Welt“.*

gress dann in den Tagen bis zum 7. August in vielen Veranstaltungen ausgestaltete:

„Der Herr wird unser Leben retten, wenn wir sterben,  
Er wird die schöne Erde nicht verlassen, wenn sie stürzt,  
Lichtjahre währt seine Liebe,  
und nach Sonnenhören zählt sein Erbarmen,  
Schwarze und weiße Menschen sind seine Kinder,  
Alle Völker sind durch Ihn ein einzig Volk!

Was werdet ihr denn sterben, Menschenkinder?  
Vom Himmel stieg herab, der euch errettet,  
Der euer Schöpfer ist, war euer Bruder und überwand den Tod;  
Er, der Lebend'ge selbst ist eure Speise.“

In Gottesdiensten verschiedener Riten und Sprachen kam damals die Katholizität der Kirche zum Ausdruck. In Sonderveranstaltungen und Vorträgen wurden Probleme der Ökumene und der Mission behandelt und Themen des Konzils vorweggenommen. Der Dialog mit dem Islam stand ebenso auf dem Kongressprogramm wie Fragen der Vertriebenenseelsorge.

Die im Exil lebenden kroatischen, polnischen, slowakischen, tschechischen, ukrainischen und ungarischen Katholiken feierten nicht nur Gottesdienste in ihren Sprachen, sondern führten auch Wallfahrten und festliche Vortragsveranstaltungen durch. Dies taten auch die heimatvertriebenen deutschen Katholiken aus dem Osten.

So feierten die Breslauer Katholiken am 6. August eine Gemeinschaftsmesse im Studienkolleg der Steyler Missionare, die der letzte Neupriester der Pfarrei Breslau-St. Josef zelebrierte. Die Glatzer Katholiken trafen sich mit ihrem Heimatordinarius, Apostolischer Pro-

notar Dr. Franz Monse, in der Pfarrei St. Achaz zum Gottesdienst und zu einer Glaubenskundgebung.

Das Heimatwerk Schlesischer Katholiken veranstaltete an drei Kongresstagen Sondergottesdienste in der Kirche St. Andreas, welche die Menge der Gläubigen nicht fassen konnte, so dass der in Brasilien tätige schlesische Bischof Anselm Pietrulla einen Parallelgottesdienst im Freien hielt. Weitere Zelebranten bei schlesischen Gottesdiensten während des Kongresses waren der ehemalige Weihbischof von Breslau Joseph Ferche, der Regens des Priesterseminars in Königstein, Msgr. Franz Georg Ganse, und Prälat Oskar Golombek.

Das donauschwäbische Gerhardswerk der südostdeutschen Katholiken aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn erinnerte in Vorträgen an das Leiden der Christen hinter dem Eisernen Vorhang, ebenso die karpatendeutschen Katholiken aus der Slowakei. Als Kardinal Frings am Freitag auf dem Festplatz den Pontifikalgottesdienst zelebrierte, teilten karpatendeutsche Frauen aus dem Hauerland in Heimatracht die Eulogienbrote aus.

In der Bayernhalle gedachten 5000 sudetendeutsche Katholiken in einer Feierstunde des 100. Todestages von Bischof Johann Nepomuk Neumann. Im Beisein der Kardinäle Wendel und Döpfner sprachen als Festredner die Redemptoristen und Mitbrüder Neumanns, P. Litz und P. Reimann. Prälat Kindermann rief den tschechischen Glaubensbrüdern zu: „Empfehlen wir Bischof Neumann unser gemeinsames Vaterland.“ Am 3., 5. und 6. August feierten die sudetendeutschen Kongressteilnehmer in St. Josef den Gottesdienst mit Abt Dominik Prokop von Braunau, mit dem letzten deutschen Propst von Olmütz Josef Matzke und dem früheren Nuntius Kardinal Aloysius Muench, der sich als Sudetendeutscher bekannte, da sein Vater aus St. Katharina im Böhmerwald stammte. Abt Prokop stellte den tschechischen Katholiken auch das Kloster Rohr als Tagungsstätte für eine geistliche Rekolektion zur Verfügung.

In Veranstaltungen zum Thema Weltkirche waren ebenfalls Ostdeutsche beteiligt, sogar als indische Tänzerinnen die Tradition des heiligen Tanzes für die vielen Besucher einbrachten. Für den Kongress in München war in Indien ein eigenes liturgisches Weihepiel verfasst worden: „Die Frucht des Todes und das Brot des Lebens“. Geschaffen, geschrieben und inszeniert hatte es aber der Schlesier Georg Proksch SVD (1904-1986), der „Guru von Adheri“. In Schechowitz im Kreis Gleiwitz geboren, trat Proksch bei den Steyler Missionaren ein, wurde 1932 nach Indien geschickt, wo er sich völlig in die Welt Indiens einlebte und uns in München ein Stück Weltkirche näherbrachte.

*Rudolf Grulich*

# Die Kolpingfamilie im Sudetenland

Das internationale Kolpingwerk ist heute ein in aller Welt verbreiteter katholischer Verband. Aus den alten Gesellenvereinen sind heute Kolpingfamilien geworden. Nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft haben sie auch in Mitteleuropa wieder Fuß gefasst, darunter auch in der Tschechischen Republik. Dort waren vor dem Zweiten Weltkrieg die Gedanken und Ziele des Gesellenvaters Adolf Kolping vor allem bei den Sudetendeutschen verbreitet. Diese Tradition wurde durch die Vertreibung und den kommunistischen Kirchenkampf völlig abgebrochen.

Wie auf vielen Gebieten sind auch im Kolpingwerk Sudetendeutsche Männer der ersten Stunde gewesen. Als Adolf Kolping 1849 sein Werk begann, gab es bereits seit einem Jahr einen ähnlichen katholischen Gesellenverein in Olmütz, der sich nun begeistert in das Werk Koltplings eingliederte. So kam es 1938 zu dem Kuriosum, dass der Olmützer Gesellenverein ein Jahr vor dem Gesamtkolpingwerk sein 90jähriges Gründungsfest begehen konnte.

1852 war Adolf Kolping von Wien aus auch in Prag gewesen, wo er in der böhmischen Hauptstadt selbst den Gesellenverein gründete. Er hatte Erfolg auf seiner Werbereise, wie Kolpingzentralpräses Dr. Franz Haibach 1936 schrieb: „Dadurch, daß Adolf Kolping in Wien in der Person

des nachmaligen Kardinal-Erzbischofs Anton Gruscha einen begeisterten Freund und unentwegt treuen Mitarbeiter fand, ging das Kolpingwerk auch im Marschtempo durch die Sudetengau.“ Dies zeigte sich deutlich beim Deutschen Katholikentag 1901 in Olmütz, als bei dem großen Gottesdienst auf dem Bischofsplatz die katholischen Gesellenvereine mit ihren Kolpingbannern die stärkste Gruppe unter allen katholischen Vereinen darstellten. Damals waren Abordnungen aus Olmütz, Troppau, Bauerwitz, Deutsch-Hause, Freudenthal, Jägerndorf, Müglitz, Mährisch-Neustadt, Neutitschein, Römerstadt, Mährisch-Schönberg, Sternberg, Mährisch-Trübau, Troppowitz und Wagstadt vertreten, um nur die Gesellenvereine aus der Erzdiözese Olmütz zu nennen.

Nach 1918 war durch den Zusammenbruch der Donaunarchie der Rückhalt von Wien nicht mehr gegeben und die Verbindung zur internationalen Kolping-Zentrale nach Köln erschwert. Außerdem waren viele Koltplingsöhne aus dem Weltkrieg nicht mehr zurückgekehrt. So dauerte es einige Jahre, bis sich das Kolpingwerk im Sudetenland wieder sammelte und erst 1925 einen eigenen Zentralverband schuf, dem zunächst der Jesuit Pater Hutter aus Mariaschein, seit 1926 der Biliner Kaplan Dr. Franz Haibach vorstand. Die Kolpinghäuser in Mariaschein,

Olmütz, Sternberg und Zuckmantel waren in der neuen Republik erhalten geblieben. Mit dem Kolpingtag am 4. und 5. September 1926 in Komotau und der Gründung einer eigenen Zeitschrift ging es dann wieder aufwärts.

Eine Festschrift „Gott-Volk-Heimat“ berichtet über den Gesellentag 1936 in Georgswalde und informiert uns über die Verbreitung des Kolpingwerkes im Sudetenland. Es gab damals Schulungskurse in Mariaschein und anderen Orten, regelmäßige Verbandstage z. B. 1929 in Aussig, 1930 in Saaz und 1931 in Reichenberg.

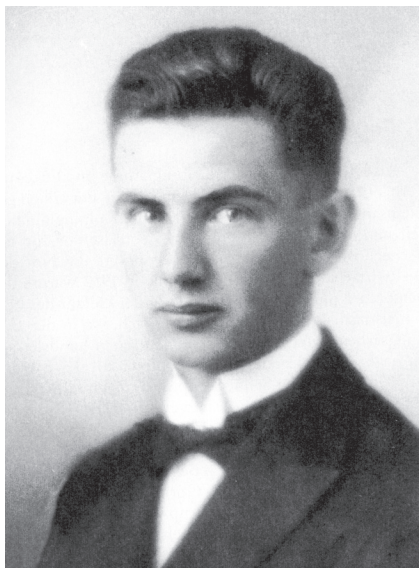
Selbstverständlich nahmen die Kolpingfamilien auch am großen gesamtstaatlichen Katholikentag 1935 in Prag teil. Nach „Gott-Volk-Heimat“ gab es 1936 in der Tschechoslowakei 55 Gesellenvereine mit 16 Häusern. Auf dem Gesellentag 1936 erklärte Zentralsenior Fritz Brunner in seiner Ansprache: „Wir sudetendeutschen Kolpingsöhne bejahen den Staat, in dem wir leben“. Und er sagte weiter: „Wir sind eine Schicksalsgemeinschaft mit allen, die in diesem Staat sind. Wir werden alle Wege gehen, um Frieden und Versöhnung zu finden.“ Das sind Aussagen, die 1936 nicht selbstverständlich waren.

Kaum bekannt in deutschen Kolpingfamilien ist, dass ein Sudetendeutscher, der Lehrer und Kolpingsenior Josef Tippelt, das Bannerlied der Kolpingfamilie schrieb, das noch heute gesungen wird:

„Nicht wanken, nicht weichen, treu sein bis in den Tod“, heißt es in diesem Lied.

Der am 30. August 1908 in Marschendorf im Riesengebirge geborene Tippelt schrieb diese Zeilen als 21-jähriger, ohne zu ahnen, dass er 14 Jahre später für seine christliche Überzeugung in den Tod gehen musste. Er war in der katholischen sudetendeutschen Jugend in seiner Heimat tätig und fand früh den Weg zu Kolpings Gesellenverein. Als Diözesansenior der Kolpingfamilie im Diözesanverband in Königgrätz nahm er in Köln an der ersten gemeinsamen Tagung des Generalrates der Kolpingfamilien teil und wurde einstimmig zum Zentralsenior für die Tschechoslowakei gewählt. Damals prägte die Not der Weltwirtschaftskrise die Politik. Schon 1932 warnte die Senioren-Konferenz in Karlsbad vor der Gefahr des Nationalsozialismus. Tippelt bemühte sich, ihr in der Bildungsarbeit zu begegnen. 1934 brachte er auf der Riesenbaude unterhalb der Schneekoppe ein gemeinsames Treffen der schlesischen und sudetendeutschen Kolpingsöhne zustande. Josef Tippelt war auch weiterhin ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus. So war es kein Wunder, dass er bald nach Besetzung des Sudetenlandes inhaftiert wurde und nach Görlitz in Untersuchungshaft kam. In seiner Heimat im Aupatal, wo Marschendorf liegt, war er für seine antinazistische Haltung überall bekannt gewesen. Er war

empört darüber, dass nach dem Anschluss Österreichs im März 1938 Kardinal Innitzer von Wien, selbst ein gebürtiger Sudetendeutscher aus Weipert im Erzgebirge, Hitler mit dem „Deutschen Gruß“ empfing. Deshalb schrieb er dem Kardinal einen geharnischten Brief, der aber der Gestapo in die Hände fiel. Tippelts Verhaftung erfolgte aufgrund von Anzeigen seiner Landsleute, die später erschrakten, als sie erfahren mussten, dass sie damit seinen Tod verursachten. Tippelt wurde vier Jahre in Görlitz und Berlin in Haft gehalten, ein Zeichen, dass außer seiner grundsätzlichen Gegnerschaft zum Nationalsozialismus nichts Konkretes gegen ihn vorlag. Trotzdem wurde er im Oktober 1942 zum Tode verurteilt und am 4. März 1943, dem Tag des Selbstbestimmungsrechtes für die Sudetendeutschen, in Berlin hingerichtet. Eine Verwandte durfte ihn kurz vor der Hinrichtung besuchen. Sie berichtete, dass sie eine Stunde mit ihm über die gemeinsame Jugend im Riesengebirge Erinnerungen austauschte und Josef Tippelt dabei auch lachte. Der Wachmann erklärte bei der Verabschiedung, dies habe er noch nie erlebt, dass



*Josef Tippelt*

ein zum Tode Verurteilter so gefasst und heiter war.

Als 1999 Prälat Helmut Moll sein zweibändiges Werk „Zeugen für Christus“ über alle deutschen Märtyrer des 20. Jahrhunderts herausgab, wurde auch Josef Tippelt darin aufgenommen.

Es ist zu wünschen, dass die Landsleute, die vor der Vertreibung in den Gesellenvereinen Kolpings im Sudetenland aktiv tätig waren, die Erinnerung daran weitergeben.

*Rudolf Grulich*

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit  
unseres Institutes auch weiterhin durch  
Ihre Spende!**

# Der Deutsche Caritasverband in der Tschechoslowakei

Caritative Tätigkeit gehört seit den Tagen der Urkirche zum Wesen der Kirche. Im Sudetenland waren es im 19. Jahrhundert vor allem weibliche Orden, die Träger caritativer Anstalten und Einrichtungen waren, aber es gab auch die Krankenhäuser der Barmherzigen Brüder in Feldsberg in Südmähren und in Kukulitz in Nordostböhmen. Wegweisend war das Armeninstitut des Grafen Buquoy auf seiner Herrschaft Gratzen in Südböhmen, das seit 1790 zum „Herzstück einer bahnbrechenden Sozialreform“ wurde. Seit 1837 arbeiteten die Barmherzigen in Böhmen auf dem Gebiete der Krankenpflege und der Jugendfürsorge, seit 1842 die Deutschordensschwwestern in Troppau, seit 1851 die Armen Schulschwwestern im Böhmerwald. 1860 kamen die Schwestern vom Heiligen Kreuz aus der Schweiz nach Böhmen und in der Folgezeit weitere Kongregationen, vor allem in der Zeit des Kulturkampfes im Deutschen Reich, als verschiedene Orden und Kongregationen unter Bismarck Deutschland verlassen mussten.

Nach dem Ersten Weltkrieg brachte die Not der Zeit neue soziale Aufgaben. So kam es bereits 1920 zur Gründung eines Deutschen Caritasverbandes der Erzdiözese Prag, dem 1922 ein Deutscher Caritasverband der

Erzdiözese Olmütz folgte. Beide Verbände arbeiteten eng zusammen und gaben bereits 1922 die Zeitschrift „Caritas“ heraus. Im Januar 1921 rief Erzbischof Cyrill Stojan von Olmütz eine „Delegiertentagung der Caritasfreunde“ nach Olmütz ein, an der als Vertreter des Deutschen Caritasverbandes in Prag auch Prälat Dr. Anton Franz teilnahm. Aus dieser Tagung entstanden in der Folgezeit national getrennte tschechische, slowakische und deutsche Caritasverbände in der Tschechoslowakischen Republik.

Der aus dem Egerland stammende Prälat Franz war der Motor der Gründung deutscher Caritasverbände in allen Diözesen Böhmens und Mährens. Am 24. Februar 1870 in Schwinau bei Luditz geboren, wurde er bereits 1893 in Prag zum Priester geweiht, war Kaplan in Plan bei Marienbad, Adjunkt an der Theologischen Fakultät in Prag, Religionsprofessor an der Deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Prag und seit 1914 Kanonikus des Prager Metropolitankapitels. Seine besondere Aufgabe als Priester sah er darin, die caritative Tätigkeit zu organisieren. 1919 gründete er das Seraphische Liebeswerk der Prager Erzdiözese, für die er seit 1921 auch Leiter der Caritas wurde.

1926 kam es zum Zusammenschluss der einzelnen deutschen

Caritasverbände in einem Dachverband, dem Reichscaritasverband, der später den Namen „Deutscher Caritasverband in der Č.S.R.“ annahm. Er war einerseits in seiner Gliederung eine Eigenorganisation, die als oberste Spitze die sechs Diözesancaritasverbände Prag, Leitmeritz, Königgrätz, Budweis, Olmütz und Brünn umfasste, andererseits war er auch eine Spitzenorganisation der gesamten katholischen deutschen Wohlfahrtspflege in der damaligen Tschechoslowakischen Republik, der alle deutschen privaten katholischen Fürsorgeeinrichtungen angeschlossen waren, die der Caritasverband gegenüber den Behörden in der Prager Regierung vertrat.

Im selben Jahr 1926 begannen auch die Schwestern der Caritas socialis von Wien aus ihre Arbeit im Sudetenland. Seit 1929 bildete der Deutsche Caritasverband auch eigene Schwestern aus. An der Krankenpflegeschule der Kreuzschwestern in Komotau wurde der erste Kurs für Landkrankenpflege abgehalten, dem sich ein viermonatiges Praktikum anschloss. Die Landkrankenpflege erweiterte sich bald zu einer allgemeinen unentgeltlichen Hauskrankenpflege und Gesundheitsfürsorge auch in den Städten. Die Fürsorgearbeit entwickelte sich zeitgemäß weiter, da auch alle sudetendeutschen Schwesternkongregationen ihr Interesse zeigten und sich regelmäßig zu Oberinnenkonferenzen trafen, an denen durch-

schnittlich 100 Oberinnen aus 18 verschiedenen Schwesterngemeinschaften teilnahmen. 1931 wurde an der Caritas-Zentrale in Prag ein eigenes Referat für Kinder und Jugendfürsorge errichtet, später auch ein Referat für Wirtschaftsfürsorge. Die steigende Arbeitslosigkeit nach der Weltwirtschaftskrise 1929 und die Not seit dem Winter 1930/31 verlangte immer mehr konkrete Hilfe. So entstand die Winterhilfe und wurden Haus- und Straßensammlungen von Geld und Naturalien durchgeführt. Die Caritas-Ortsgruppen in den Pfarreien entwickelten Patenschaften zwischen den Gruppen in landwirtschaftlichen Regionen und Industriegebieten und legten Kartotheken über Arbeitslose und Bedürftige an, um die Winterhilfe gerecht zu verteilen, sowie die Lebensmittel-, Kohlen-, und Brotkarten. In manchen Orten gab es Wärmestuben, Nähstuben zur Herrichtung gespendeter Sachen und Patenschaften Einzelner für ein Kind oder für eine Familie. Mit dem tschechischen und slowakischen Caritasverband gab es gute Beziehungen und 1935 beim Gesamtstaatlichen Katholikentag in Prag im Palais Clam Gallas eine gemeinsame Ausstellung. Der Caritasverband war ein katholischer Verband, aber seine Hilfe galt allen Bedürftigen ohne Unterschied der Konfession.

Wie umfangreich der Stand der deutschen katholischen Wohlfahrtspflege in den Sudetenländern war, zeigt die Statistik für

das Jahr 1936. Damals gab es 12 katholische Krankenhäuser, 121 Hauspflegestationen und 16 Altersheime. Für die Behindertenfürsorge wurden das Taubstummeninstitut in Leitmeritz geführt und Heime für Behinderte in Frischau bei Znaim, Sternberg, Welchau und Oderfurth. Der Kinderfürsorge dienten drei Säuglingsheime, 34 Waisenhäuser, 113 Tagesheimstätten, 79 Horte und Kindergruppen. Dazu kamen aktuelle Notstandshilfe durch Lebensmittelhilfe und Kleiderverteilungen.

1937 wurde in Aussig der Grundstein zu einer deutschen Caritaskrankenpflegeschule gelegt, an der man nach der Absolvierung ein Staatsdiplom erhalten sollte. Aber schon 1938 begannen mit dem Eindringen nationalsozialistischen Gedankengutes die Schwierigkeiten. Als zu Christi Himmelfahrt 1938 der Caritasverband bei der Tagung der Vertreter der größten deutschen Verbände der Tschechoslowakei beschloss, eine gemeinsame planvolle Arbeit in einem umfassenden „Sudetendeutschen Verband“ aufzunehmen, sollte die Selbständigkeit der einzelnen Verbände nicht aufgehoben werden. Aber als im Oktober 1938 die Deutsche Wehrmacht wenige Tage vor der Eröffnung der neuen Caritaskrankenpflegeschule in Aussig ins Sudetenland einrückte, wurde das Vermögen der Caritas-Ortsgruppen gesperrt, dann eingezogen und die Caritas vom Stillhaltekommissar in Rei-

chenberg aufgelöst. Das gleiche geschah nach der Schaffung des Protektorates mit dem Vermögen des Verbandes an seinem Sitz in Prag auf dem Hradschin hinter dem Veitsdom, im Haus des Prager Domprobstes Dr. Anton Franz. Die Krönung seines Werkes, die Krankenpflegeschule in Aussig, sah Prälat Franz nicht mehr, denn er erhielt keine Erlaubnis zu Reisen vom Protektorat ins Sudetenland. 1939 wurde die Schule in Aussig beschlagnahmt und von der NS-Schwesternschaft übernommen. 1945 wurde Msgr. Franz, der seit 1932 auch Domprobst war, zusammen mit dem deutschen Weihbischof der Erzdiözese Prag Johannes Remiger interniert und 16 Monate im Franziskanerkloster Hajek gefangen gehalten. Prälat Franz lebte nach der Vertreibung als Hausgeistlicher bei den Schwestern vom Guten Hirten im Kloster Zinneberg bei Glonn in Oberbayern, wo er am 31. Juli 1953 starb. Er war ein heiligmäßiger Priester, der selbst arm und bescheiden lebte und fast sein ganzes Einkommen für caritative Zwecke verwandte.

### **Die „Caritas Socialis“**

Im Gründungsjahr des Deutschen Caritasverbandes kamen auch die ersten Schwestern der in Wien gegründeten „Caritas Socialis“ ins Sudetenland. Sie trafen am 16. Oktober 1926 in Gablonz und Nixdorf ein und begannen sofort mit der Familienpflege. In kurzer Zeit wurden weitere



Stationen in Trautenau (1927), Reichenberg (1927), Eger (1927), Leitmeritz (1928) und Tetschen eröffnet, später auch in Niedergrund, Karlsbad, Hohenelbe und Zwittau.

Die Gründerin dieser Schwesterngemeinschaft war die Schlesienerin Dr. Hildegard Burjan, die aus Görlitz stammte und nach dem Ersten Weltkrieg als einzige Frau unter mehr als 30 christlich-sozialen Abgeordneten im Wiener Parlament saß. „Sie war eine Frau mit mütterlichem Herzen, eine Führerin mit einmaligem Weitblick, eine Christin voll mit Unternehmungsgeist, die von der Kirche wahrhaft als Vorbild hingestellt zu werden verdient“. So würdigt sie der Wiener Kirchenhistoriker Franz Loidl. Ein sozialdemokratischer Bürgermeister in Wien sagte von ihr nach ihrem frühen Tode: „Diese Frau hatte wirklich ein Herz für das Volk.“

Als Hildegard Lea Freund 1883 in Görlitz geboren, war sie seit 1907 mit dem österreichischen Industriellen Alexander Burjan verheiratet. Sie war gebürtige Jüdin und empfing 1909 nach schwerem Ringen und Suchen die Taufe. Der Allgemeine Katholische Frauentag 1910 in Wien prägte sie entscheidend, so dass sie seit 1911 für die sozialen Belange der Wiener Heimarbeiterinnen tätig war und dann während des Ersten Weltkrieges das Hilfswerk für die notleidenden Menschen des Erzgebirges und die „Soziale Hilfe“ aufbaute. Als sie 1920 als erste Frau in den

Österreichischen Nationalrat gewählt wurde, setzte sie gesetzliche Mindestlöhne für die Heimarbeiterinnen durch und engagierte sich für die Gefährdetenfürsorge, für Mädchenschutzarbeit und für die Bahnhofsmision. Sie erfuhr dabei immer wieder, wie wichtig geschultes Personal in der Sozialarbeit war und gründete deshalb mit Prälat Ignaz Seipel die Schwesternschaft der „Caritas Socialis“, die sie bis zu ihrem Tode 1933 leitete. Es war der Wunsch des aus dem Schönhengstgau stammenden Wiener Erzbischofs Kardinal Piffl, diese Schwesternschaft nicht in die enge Form einer religiösen Kongregation zu zwingen, sondern „sie als eine bewegliche Stoßtruppe der Kirche einzusetzen“.

Es war damals eine politisch aufgewühlte und von Gegensätzen und Feindschaft geprägte Zeit, in der die junge Gemeinschaft von Frau Burjan geformt wurde. Prälat Seipel war als österreichischer Kanzler einer beispiellosen Hetze von Seiten der Sozialisten ausgesetzt, die damals sangen:

*Und an die Gaslatern',  
da hängen wir die hohen Herrn.  
Wer wird der erste sein?  
Das wird der Herr von Seipel sein.*

1924 kam es zu einem Pistolenattentat auf Kanzler Seipel, das dieser schwer verletzt überlebte. Es dauerte aber Monate, bis er wieder arbeitsfähig war.

Angesichts der großen sozialen Not übernahm die „Caritas Socialis“ verschiedene caritative

Häuser in Österreich und ging 1926 auch ins Sudetenland, wo nach Anfängen in der Familien- und Hauspflege später auch das Schloss Schwojka als Erholungsheim von den Schwestern übernommen wurde.

Anfangs waren alle Schwestern, die ins Sudetenland kamen, Österreicherinnen, doch schon 1929 wurde in Leitmeritz ein eigener Verein für die Tschechoslowakei gegründet, an dessen Spitze neben Bischof Josef Groß von Leitmeritz Annalena Kluge aus Trautenau stand. Bischof Groß hatte seit den Tagen, als Frau Burjan im Ersten Weltkrieg die Hilfe für das notleidende Erzgebirge organisierte, ihre Arbeit mit Interesse und Wohlwollen begleitet und deshalb auch den sozial aufgeschlossenen Seelsorgern in den Industriegebieten der mehrheitlich deutschen Diözese Leitmeritz geraten, „Pfarrschwestern“ der Gemeinschaft von Frau Burjan anzufordern. Für den Bischof war die „Caritas Socialis“ immer ein „notwendiges Glied im Dienste der Kirche, ganz dazu angetan, durch ihren inneren und äußeren Aufbau den modernen Menschen der Kirche näher zu bringen“.

Was die Schwestern seit Beginn ihrer Arbeit im Sudetenland leisteten, zeigen bereits die Zahlen aus den ersten Arbeitsberichten. Allein bis 1930 machten sie 84 838 Arbeitsbesuche bei 7 841 hilflosen und bedürftigen Familien und leisteten 5 447 Nachtwachen bei Kranken. Die Gründerin besuchte bis zu ihrem Tode regel-

mäßig die Stationen im Sudetenland und besprach mit Bischof Groß in Leitmeritz die Arbeit und neue Aufgaben.

Auch nach ihrem Tode 1933 wuchs das Werk im Sudetenland weiter. Noch 1939 entstanden neue Niederlassungen in Böhmischem-Leipa und Bürgstein und im Kriegsjahr 1940 in Borschim und Sonneberg. Der Nachwuchs an jungen Schwestern kam vor allem aus dem Böhmerwald und aus dem Schönhengstgau. Fast prophetisch hatte einmal die Gründerin gesagt: „Selbst wenn die Caritas Socialis wieder einmal aus der Tschechoslowakei verdrängt werden sollte, wollen wir uns damit abfinden und uns freuen, daß wir der Wegbereiter für eine so segensreiche, neue Arbeit sein durften.“

Zwölf Jahre nach Hildegard Burjans Tod kam das Ende, denn auch die Schwestern erlitten das Schicksal der Vertreibung. Sie wurden mit den ihnen anvertrauten und von ihnen so lange betreuten Menschen in Viehwaggons ausgewiesen. 18 Stationen der Nächstenliebe wurden liquidiert.

1983 erinnerte eine Sonderbriefmarke der Österreichischen Post an Hildegard Burjan. In ihrem Geburtsort Görlitz wurde 1991 ein Platz nach ihr benannt. Ihr Seligsprechungsprozess wurde 1963 eingeleitet.

*Rudolf Grulich*

# Bischöfe aus Böhmen-Mähren-Schlesien in Kärnten

## Auf sudetendeutschen Spuren im Bistum Gurk-Klagenfurt

Leider ist heute nur noch wenig bekannt, wie hoch der Anteil sudetendeutscher Priester im Klerus von Wien und Niederösterreich war und ist. Dafür spricht die Herkunft der Kardinäle Gustav Piffl (Schönhengstgau), Theodor Innitzer (Erzgebirge), ja auch von Kardinal Christoph Schönborn, der noch in der Diözese Leitmeritz geboren ist. Aber auch in den Stiften und Diözesanverwaltungen anderer österreichischer Bundesländer tauchen Sudetendeutsche auf, selbst im südlichsten Bundesland Kärnten. In der Liste der Bischöfe von Gurk-Klagenfurt begegnen uns die Bischöfe Paul von Jägerndorf, Otto de la Bourde, der in Eger geboren ist, und Adalbert Lidmanky aus Neuhaus.

Paul von Jägerndorf wurde 1351 in Avignon, wo damals die Päpste residierten, von Papst Clemens VI. zum Bischof von Gurk ernannt. Er stammte aus einem alten schlesischen Geschlecht, das Besitzungen in Jägerndorf hatte, und stand als Kaplan im Dienst König Ludwigs des Großen von Ungarn. Da er als „iuris peritus“ (Rechtskundiger) bezeichnet wird, hatte er wohl außer der Theologie weitere Studien absolviert. In den Urkunden taucht er als Magister auf, als Archidiakon von Neutra, als Protonotar und als Nuntius des Königs in der sizilischen Frage. Als solcher hatte Paul in Avignon am päpstlichen Hof verhandelt und erreicht, dass König Ludwig seine Ansprüche auf Sizilien aufgab. Die Gurker Diözesanen aber fühlten sich durch die einseitige Ernennung durch den Papst herausgefordert und sahen darin eine reine Gefälligkeit des Papstes dem Gesandten gegenüber. Erst 1352 erkannten sie den Bischof an, doch konnte sich der Gegenbischof Ulrich von Weißeneck in manchen Gebieten noch eine Zeit lang halten, ehe er nach Seckau berufen wurde. Da Paul von Jägerndorf bei der Kurie in hohem Ansehen stand, betraute ihn der Papst weiterhin mit diplomatischen Missionen. Als es zu Feindseligkeiten zwischen Markgraf Johann von Mähren und Herzog Albrecht von Österreich kam, vermittelte Bischof Paul 1356 den Frieden. Er war mehrfach „Nuntius des Apostolischen Stuhles“ und päpstlicher Bevollmächtigter, aber auch Kanzler im Dienst der Herzöge von Österreich. Auch die Grafen von Tirol und Cilli schickten ihn als Gesandten nach Avignon. So war er die meiste Zeit von seiner Diözese abwesend. König Ludwig von Ungarn hätte ihn gerne auf dem Patriarchenstuhl von Aquileja gesehen, doch gelang dies nicht. Er erhielt aber 1359 das Bistum Freising, wo er 1377 starb und im dortigen Dom seine Ruhestätte fand.

Dreihundert Jahre später wird ein gebürtiger Egeraner Bischof von Gurk: Otto de la Bourde, dessen Mutter eine Bürgerstochter aus Eger, der Vater ein Oberstleutnant aus Piemont war. Dieser große Egerländer fehlt leider im zweibändigen Egerländer Lexikon. Wir wissen von ihm, dass er 1630, also mitten im Dreißigjährigen Krieg geboren wurde und seit 1664 Abt im Benediktinerkloster Banz in Oberfranken war. Um den Wiederaufbau dieses Klosters, das im Krieg schwer gelitten hatte, machte sich Abt Otto sehr verdient. 1677 trat Otto in den Dienst Kaiser Leopolds I., dem er auch 1697 seine Ernennung zum Bischof zu verdanken hat. In seiner Diözese machte er sich durch fromme Stiftungen verdient, so für das Armenspital in Straßburg. Er regierte die Diözese über zehn Jahre und starb als 78jähriger 1708. Dabei hinterließ er Legate für wohltätige Zwecke wie für den Loskauf von kaiserlichen Soldaten aus türkischer Gefangenschaft und die „Ottonischen Stipendien“ für den Unterricht armer Knaben. Eine erschütternde lateinische Grabinschrift in drei Strophen und insgesamt 12 Zeilen verfasste er selbst.

Im 19. Jahrhundert kommt Adalbert Lidmanský als Fürstbischof von Gurk nach Klagenfurt. 1795 im südböhmischen Neuhaus geboren, hatte er das Gymnasium seiner Heimatstadt besucht und am Priesterseminar in Budweis studiert. Er war Prediger und Kurat in der Dompfarrei, dann bischöflicher Notar und Zeremoniar, gleichzeitig auch Professor der Pädagogik am Budweiser Seminar. Später wurde er Konsistorialrat und Kanzler der Diözese, bis er 1838 als k. k. Gubernialrat nach Prag berufen wurde und Kaiser Ferdinand ihn 1842 zum Bischof von Gurk nominierte. Als Bischof visitierte er die Pfarreien regelmäßig und bemühte sich, beiden Völkern seiner Diözese, Deutschen und Slowenen, gerecht zu werden. Er förderte das kirchliche Vereinswesen und gründete den ersten Kolpingverein. Am 23. Juli 1858 starb er in Klagenfurt.

*Rudolf Grulich*

## **Autor verschiedener Standardwerke**

### **Zum 50. Todestag von Wilhelm Kosch**

Verschiedene mehrbändige bio-bibliographische Standardwerke sind untrennbar mit dem Namen des Deutsch-Mähriers Wilhelm Kosch verbunden: So das Deutsche Literatur-Lexikon, „Das Katholische Deutsch-

land“ und das „Biographische Staatshandbuch“, ein Lexikon der Politik, Presse und Publizistik.

Kosch wurde am 2. Oktober 1879 im Forsthaus bei Drahan im Kreis Proßnitz in Mähren geboren, als Sohn des späteren Hof-

und Ministerialrates Josef Kosch, der auch Chef des staatlichen Bauwesens im Kronland Mähren war. Seine Vorfahren waren Freisassen und Erbrichter in Cerhof bei Römerstadt am Fuß des Altvatergebirges.

Als Schüler des Gymnasiums im südmährischen Nikolsburg war Kosch schon mit 18 Jahren politischer Korrespondent der Tageszeitung „Der Westfale“, wofür er von der Schulleitung mit Karzer bestraft wurde. Kosch studierte dann in Wien, Breslau und Prag, wo A. Sauer, Franz Schultz und Otto Willmann zu seinen Lehrern zählten.

In Prag wurde er 1903 promoviert. Dort richtete der junge Wissenschaftler im Auftrag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste das Adalbert-Stifter-Archiv ein. In Prag trat er auch in den Bibliothekendienst.

Als Professor für deutsche Literaturgeschichte war er seit 1906 in Freiburg in der Schweiz tätig, dann 1911 in Czernowitz, 1919 in Leoben und von 1923 bis 1950 in Nymwegen. 1918 gelang es ihm mit Heinrich Lammasch und Ignaz Seipel, alle deutsch-österreichischen Parteien in der Salzburger Universitätsfrage zu einigen, doch kam es wegen des Kriegsausganges nicht mehr zu der geplanten Kaiser-Karl-Universität in Salzburg. 1943 verlangten die Nationalsozialisten aus politischen Gründen seine Entlassung von der Universität

Nymwegen, was aber verhindert werden konnte.

Neben seinen zahlreichen literaturhistorischen Werken verdienen auch die politischen Schriften von Kosch Aufmerksamkeit. 1909 erschien „Die Deutschen in Österreich und ihr Ausgleich mit den Tschechen“. Darin zeigt sich seine Einstellung in jenem großdeutschen Geiste, der vor dem Schicksalsjahr 1866 in Österreich zu finden war. Deshalb wollte Kosch auch in seinen Arbeiten zur Literaturgeschichte neben dem biographischen Moment die historisch-politische, nationale und religiöse Komponente der Autoren und ihrer Werke betonen. Persönlich stand er in enger Verbindung zu den Schriftstellern Wilhelm Raabe und Martin Greif.

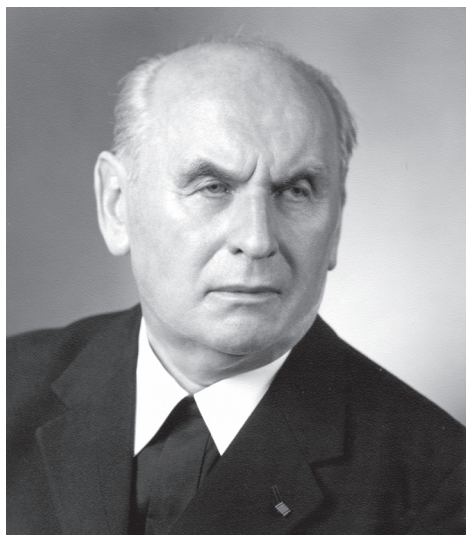
Kosch war Gründer des Deutschen Eichendorff-Bundes und seiner Zeitschrift „Der Wächter“, er gab die Sammlung „Deutsche Quellen und Studien“ heraus (seit 1908), das Jahrbuch „Eichendorff-Kalender“ (seit 1910), die „Akademische Bücherei“ (seit 1923) sowie eine kritische Eichendorff-Gesamtausgabe (seit 1908).

Nach seiner Emeritierung 1950 verbrachte er bis zu seinem Tode am 20. Dezember 1960 seinen Ruhestand in Wien.

*Rudolf Grulich*

# Die Stunde der Heimatpriester

## Die „Pfarrbriefe“ von Prälat Reiß



**I**n diesem Jahr haben die deutschen Vertriebenen des 60. Jahrestages der Charta der Vertriebenen gedacht. Es ist auch heute unsere Aufgabe, noch mehr als bisher nicht nur das Unrecht der Vertreibung, sondern den Versuch ihrer Bewältigung durch die Integration der Vertriebenen im zerstörten Nachkriegsdeutschland nicht dem Vergessen anheimfallen zu lassen. Einen großen Beitrag leisteten dabei unsere Heimatpriester, die als erste ihre ehemaligen Pfarrkinder sammelten. Dies geschah

durch Briefe, aus denen später sogar Heimatzeitungen entstanden. Einer der großen Heimatpriester war der spätere Prälat Dr. Karl Reiß, dessen Briefe aus den Nachkriegsjahren sein Nachfolger als Diözesanvertriebenenseelsorger Dr. Wolfgang Stingl herausgegeben hat.

Dr. Karl Reiß, dessen 100. Geburtstag sich 2010 jährte, war einer der herausragenden priesterlichen Figuren nach der Vertreibung. Selbst Heimatvertriebener aus dem Egerland und zeitweilig inhaftiert, war sein Engagement für die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen einzig. Zahlreiche Ehrungen haben das in den Jahren danach gezeigt.

Prälat Dr. Karl Reiß wurde am 20.09.1910 in Altdeddlich geboren und verbrachte seine Gymnasialzeit im Konvikt in Mies. Die theologischen Studien absolvierte er an der Theologischen Fakultät der Karls-Universität in Prag, ehe er 1937 die Priesterweihe in St. Veit in Prag durch Weihbischof Eltschkner empfing. Seine erste Kaplanstelle war in einer tschechischen Gemeinde bei Melnik, seine zweite Kaplanstelle in Haid in der Nähe seines Heimatortes Altdeddlich. Nach dem „Anschluss“ der sudetendeutschen Gebiete und der Errichtung eines Generalvikariates für den deutschen Teil der Erzdiözese Prag wurde er Sekretär des Generalvikars Prälat Bock.

Im Februar 1946 erfolgte seine Inhaftierung durch die tschechischen Behörden, weil er es gewagt hatte, der päpstlichen Nuntiatur in Prag Berichte über die Menschenrechtsverletzungen zukommen zu lassen, die sich täglich im Sudetengebiet ereigneten. Erst nach 4 ½

Monaten kam die Entlassung nach Schlackenwerth. Dort erhielt er die Mitteilung, dass seine Anwesenheit nicht mehr erwünscht sei. Seine weiteren Lebensstationen sind:

- 18.08.1946 Lageraufenthalt mit 200 Schlackenwerthern
- 24.08.1946 Ankunft in Fronhausen im Kreis Marburg
- 10.06.1946 Kaplan in St. Marien in Offenbach
- 01.06.1946 Vertriebenenseelsorger der Diözese Mainz
- 01.04.1955 Ernennung zum Pfarrer von Heilig-Kreuz in Offenbach-Waldheim
- 15.07.1960 Titel Geistlicher Rat
- 27.04.1968 Titel Monsignore
- 15.11.1974 Titel Prälat
- 16.04.1977 Titel Apostolischer Protonotar

Am 17.11.1975 wurde er nach dem Tod von Weihbischof Kindermann zum Vorsitzenden des Sudetendeutschen Priesterwerkes gewählt.

Bis zu seinem Tode am 17.04.1985 war Prälat Dr. Karl Reiß auch Sprecher der Priester und Gläubigen aus der Erzdiözese Prag. Sein Primiz-Wahlspruch war gewesen: „Herr, lass mich wirken in meinem Volk für Dich, für Deine Ehre, für Dein Reich auf Erden.“ Seine eigenen Worte waren kurz vor seinem Tode: „Danach habe ich immer gehandelt, als Priester der Kirche, aber auch als Priester in unserem Volk.“

Nach 1946 verschickte er seine ersten Rundschreiben, um eine größere Zahl von Vertriebenen zu erreichen. Er rief sie immer wieder dazu auf, sich auf ein längeres Hierbleiben, aber auch auf eine eventuelle Rückkehr in die Heimat einzustellen, und ermahnte sie beständig, im Glauben stark zu bleiben. Als Dr. Stingl unter dem Titel „Wegweisende Worte“ die Briefe von Prälat Reiß veröffentlichte, betonte er die für Dr. Reiß typische eigenwillige Diktion und Satzkonstruktion seiner Ansprachen, die in den Pfarrbriefen seine besondere Art zu predigen vor dem geistigen Ohr derer wieder erstehen ließ, die ihn gekannt und gehört hatten. Seine „Wegweisende Worte“ sind ein Spiegelbild der damaligen Zeit und ein Zeitzeugnis seltener Art. Es wäre wünschenswert, wenn auch die Rundschreiben und „Pfarrbriefe“ anderer Heimatpriester gesammelt und den Landsleuten wieder zugänglich gemacht würden, um der nachfolgenden Generation die Schwere jener Zeit zu verdeutlichen.

In seinem ersten Brief schreibt der damalige Kaplan Reiß: „So ist es also doch Wirklichkeit geworden, woran wir lange nicht glauben wollten. Wir mussten die Heimat verlassen. Tapfer haben wir alle den erzwungenen Verzicht auf Besitz und Heimat auf uns genommen. Wir sind Flüchtlinge geworden mit all der Not, die sich hinter diesem Worte verbirgt. Unsere Not ist ein Teil jener Last, die unserem Volk

nach dem verlorenen Krieg auferlegt ist. Wir wollen sie fruchtbar werden lassen, indem wir sie im Geiste der Sühne tragen für die vielen Beleidigungen, die Gott durch Menschen unseres Volkes erfahren musste. Durch solche Sühneleistung wird Gott bezwungen werden, unser Volk wieder zu segnen. Unser eigenes hartes Los soll uns an Gott nicht irre werden lassen. Nur wenn wir Gott verlieren, sind wir arm.“

Wie die anderen Heimatpriester, die wie der Prophet im Babylonischen Exil das Wort Gottes ernst nahmen „Tröstet, tröstet mein Volk!“, war Pfarrer Reiß Realist, aber auch ein Mann der Hoffnung:

„Wir wollen uns keinen Illusionen hingeben, dass schon die nächste Zukunft eine Änderung unserer Lage bringen könnte. Gründen wir auf leere Gerüchte keine großen Hoffnungen. Staat und Kirche werden gewiss alles tun, die dringendste Not zu lindern, doch muss es uns immer klar sein, dass ein in Krieg und Nachkriegszeit zerschlagenes und erschöpftes Deutschland uns aufgenommen hat. Wenn wir den katholischen und evangelischen Brüdern und Schwestern unserer Aufnahmeorte immer wieder sagen, dass Dienst am notleidenden Flüchtling Dienst an Christus ist, dann müssen wir uns aber auch selbst ehrlich bemühen, durch gutes Beispiel und untadelige Führung unserer Heimat Ehre zu machen. Seien wir arbeitsam, verträglich, ehrlich und bescheiden.“

Da viele seiner Landsleute nun in der Diaspora leben mussten, ermahnte sie Reiß: „An religiösem Eifer wollen wir nicht nachstehen. Namentlich in der Diaspora wollen wir feststehen im Glauben. Sollte es der Wille Gottes sein, dass wir uns eine neue Heimat gründen, dann wird für uns ganz anders gesorgt werden. 15 Millionen Menschen, die bisher schon das härtere Los als Grenzlanddeutsche getragen haben, werden nicht ewig Bettler bleiben dürfen. Contra spem in spem: Hoffend auch wider alle Hoffnung. Glauben wir an die glückhafte Stunde, die uns zum Aufbruch ruft, um wieder in Besitz zu nehmen, was man uns genommen hat.“

Aus diesem Bericht erfahren wir auch Einzelheiten seines eigenen Schicksals: „Und nun aus meinem eigenen Erleben: Im Februar 1946 wurde ich verhaftet. Mein Verschulden war, dass ich wahrheitstreu und pflichtgemäß an meine übergeordnete kirchliche Behörde über den Leidensweg der Deutschen im Randgebiet berichtet habe. Im Bewusstsein, nur das Beste meiner deutschen Landsleute gewollt zu haben, habe ich die Haft gerne auf mich genommen. Meine Haft war durchaus erträglich. Die Treue und Anhänglichkeit meiner Freunde und Bekannten hat mich beglückt, Mithäftlingen und Verurteilten konnte ich in schwersten Stunden geistlicher Helfer sein. Ich möchte die 4 ½ Monate, nach denen das Verfahren gegen mich eingestellt wurde, in meinem Leben nicht missen. Nach Schlackenwerth zurück-



gekehrt, wurde mir mitgeteilt, dass meine Anwesenheit dort nicht mehr erwünscht sei. So ging ich am 18. August mit noch 200 Schlackenwerthern ins Aussiedlungslager. Bereits am 24. August kamen wir in Fronhausen, Kreis Marburg an und wurden auf eine Reihe von Dörfern verteilt.“

Wie viele andere seiner Mitbrüder sammelte er Adressen, um seine ehemaligen Pfarrkinder zu betreuen: „Um mit einem möglichst großen Kreis von Schlackenwerthern und Pfarrkindern von den Dörfern in Fühlung zu bleiben, bitte ich alle Empfänger meines Briefes um Mitteilung der ihnen bekannten Adressen und um Nachrichten, die alle Pfarrkinder interessieren. Öftere Rundbriefe sollen diese Nachrichten dann allen vermitteln. So werden wir uns dann auch in weiter Zerstreuung nicht entfremden.“

In seinem zweiten Brief schreibt er: „In den Briefen, die ich als Antwort auf mein letztes Schreiben erhalten habe, lese ich immer wieder die Frage, woher ich so viel Optimismus und den unerschütterlichen Glauben an unsere Heimkehr nehme, wo doch die allgemeine Auffassung, wie sie sich in der Presse spiegelt, eine gerade gegenteilige ist. Seht, ich sehe die Dinge auch wie sie sind. Ich weiß sehr wohl, dass wir von den Verhandlungen der Großmächte die Möglichkeit einer baldigen Rückkehr nicht zu erwarten haben. Die, die uns vertrieben haben, werden uns nicht so schnell wieder rufen. Die Hoffnung auf einen Krieg ist eine gefährliche Hoffnung. Bittschriften an den Kontrollrat sind zurückgekommen mit dem Vermerk: Annahme verweigert.“

Als Antwort auf die Frage bekennt er: „Mein Optimismus kommt allein aus meinem unerschütterlichen Glauben an die weisen Führungen Gottes, der dort Auswege und Lösungen kennt, wo wir Menschen im Dunkeln gehen, der sich durchsetzt, allen politischen Konzeptionen zum Trotz, der im Alten Bunde sein Volk aus Ägypten und von den Flüssen Babylons heimholte, sobald es dieser Gnadenstunde würdig war. Da wir selbst recht- und machtlos sind, wollen wir Gott bitten: Schaffe Du uns Recht, o Herr! Wider alle Hoffnung wollen wir an die Stunde unserer Heimkehr glauben. Diese Stunde ist höchste Gnade und kann nicht erzwungen, sondern muss erbetet werden.“

So war es der Verdienst unserer Heimatpriester, dass wir Sudeten-deutsche nicht verbittert blieben oder gar in den Lagern zu Terroristen wurden, sondern am Aufbau Deutschlands und Europas teilnahmen. So nimmt Dr. Reiß schon 1947 vorweg, was 1950 die Charta der Heimatvertriebenen besagte, wenn Reiß schrieb: „Ich weiß sehr wohl, wie die Wohnungs-, Nahrungs- und Existenznot das Zusammenleben zwischen Flüchtlingen und Einheimischen oft unerträglich werden lässt. Fordert Euer Recht, wo es Euch vorenthalten wird, lasst Euch nicht ausnützen und als Menschen letzter Güte behandeln, seid

aber in Euren Forderungen nicht unvernünftig, wenn sie unmöglich erfüllt werden können. Deutschland ist arm und blutet aus tausend Wunden, die Not ist berghaft groß, so groß, dass sie beim besten Willen nur gelindert, aber nicht besiegt werden kann. Es liegt an uns, ob unser Vaterland an der Not dieser Zeit zerbricht, oder die Not in gemeinsamer Anstrengung gemeistert wird und wir so wieder die Achtung der Welt erringen. Bisher haben wir dafür den besten Beweis erbracht. Es ist staunenswert, wie die Millionen von Heimatvertriebenen, Ausgebombten und Kriegsversehrten mit ihrer Not fertig geworden sind. Jedes andere Volk wäre längst daran zerbrochen. Wir Flüchtlinge wollen wahrhaftig nicht Totengräber, sondern Stützen des Vaterlandes sein.“

*Rudolf Grulich*



*Prof. Grulich überreicht dem Olmützer Erzbischof Jan Graubner ein Heft unserer Mitteilungen mit dem Titelbild aus seiner Erzdiözese.*

## Pilger- und Studienfahrt im Oktober 2010

Zusammen mit dem deutschen Büro des Hilfswerkes Kirche in Not unternahm das Institut im Oktober eine Pilger- und Studienfahrt auf den Spuren von Cyrill und Method in die Slowakei und nach Mähren. Von Preßburg aus besuchten wir die Bischofsstädte Tyrnau und Neutra und die Marienwallfahrtsorte Marienthal und Maria Schoßberg. In Mähren nahmen wir in Proßnitz Quartier und feierten Eucharistie in Velehrad, Olmütz und in der Dreifaltigkeitskapelle in Proßnitz. Mit den Gnadenorten Velehrad, Hostein und dem Heiligen Berg besuchten wir die drei größten Wallfahrtsorte Mährens, wo uns von Professor Grulich die Bedeutung der Landespatrone Mährens aufgezeigt wurde, die seit 1980 auch Europapatrone sind. Papst Johannes Paul II. würdigte damit die Rolle der Slawen und der anderen Völker des Ostens bei der Schaffung eines gemeinsamen, christlich geprägten Europas.

Preßburg war als Auftakt der Reise ideal gewählt. Legt es doch beredtes Zeugnis für die gemeinsame Geschichte der Habsburger Monarchie ab. Die Altstadt ist mit zahlreichen Spuren dieser Jahrhunderte gespickt. So wurden hier während der Türkenherrschaft in Ungarn und zeitlich darüber hinaus bis 1830 allein elf königliche Häupter gekrönt. Darunter auch Maria Theresia, die besonders gerne in Preßburg weilte.

Durch die Reise konnten die Pilger die Universalität der Kirche erfahren. Anlaufpunkte waren Wallfahrtsorte und Kirchen, die für die Christen unterschiedlicher Völker zum gemeinsamen Ort der Begegnung wurden.

Der Empfang und die Diskussion beim Olmützer Bischof Jan Graubner werden im Gedächtnis der Pilger sicher besonders haften bleiben. Er informierte detailliert über die Geschichte und aktuelle Situation, sprach aber auch über die Herausforderungen, der sich die Kirche in Zukunft stellen muss. Er klammerte die Verfolgung, die Friedenspriester und Untergrundkirche ebenso wenig aus wie die Folgen, die sich aus der Vertreibung der Deutschen aus dem Bistum Olmütz ergaben. Sichtlich bewegt war er deswegen auch, als er von einem der Pilger, der im Erzbistum geboren wurde, die Worte „Sie sind auch mein Bischof“ vernahm.

Glaube, in seinen unterschiedlichen Manifestationen, wurde auf dieser einwöchigen Pilgerreise erfahrbar. Wunderschöne und bedeutende Wallfahrtsorte ebenso wie geschichtsträchtige Kirchen in ihren jeweiligen Architekturstilen. Prof. Grulich gelang es durch seine Erläuterungen Gemeinsamkeiten aufzuzeigen, die heute für die meisten Menschen im Verborgenen liegen und so die Geschichte für die Pilger greifbar zu machen.

*Matthias Dierßen*

## Kennen Sie Neuböhmen?

Wer heute von der Autobahn vom Westen nach Nürnberg kommt, findet Hinweisschilder, dass er sich auf der Via Carolina, der Karls-Straße befindet. Sie trägt den Namen nach Karl IV., der deutscher und böhmischer König, aber auch Römischer Kaiser war. Er stammte aus dem Geschlecht der Grafen von Luxemburg und erhob deshalb als Kaiser 1354 seine Grafschaft Luxemburg zum Herzogtum. Da er in Prag residierte und oft in Nürnberg Reichstag und Hof hielt, war er bemüht, Gebiete zwischen Nürnberg und Böhmen zu erwerben, um eine Landverbindung von Nürnberg zu seinem Königreich Böhmen zu schaffen. Dabei war ihm von Vorteil, dass seine zweite Frau (nach dem Tode von Bianca von Valois) Anna von der Pfalz war und bei der Heirat am 4. März 1349 als Morgengabe große Gebiete der heutigen Oberpfalz und Mittelfrankens in die Ehe brachte. Es war ein zerrissenes Gebiet, aber durch Kauf, Tausch und geschickte Diplomatie konnte Kaiser Karl IV. diese Gebiete ergänzen und arrondieren, immer bemüht, eine Landbrücke zwischen Prag und Nürnberg, ja sogar bis Luxemburg zu schaffen. So entstand ein böhmisches Gebiet, für das sich der Name Neuböhmen einbürgerte.

Hauptstadt dieses Gebietes zwischen Nürnberg und der heutigen böhmischen Grenze wurde



Sulzbach, wo sich die Verwaltung dieses Gebietes befand. In der „Goldenen Bulle“, die Karl IV. am 10. Januar 1356 auf einem Nürnberger Reichstag erließ, werden alle Burgen, Güter und Orte genannt, die Karl „auf ewig“ mit der Krone Böhmens verband. In den Jahren zwischen 1366 und 1368 ordnete der Kaiser an, ein Verzeichnis und Steuerbuch zu erstellen, das als „Böhmisches Salbüchlein“ bekannt ist und aufzeigt, welche Abgaben Karls „neuböhmische“ Besitzungen zu leisten hatten. Aus ihnen wissen wir, wie groß damals die Bevölkerung war und wie viel Häuser und anderen Besitz es in den Städten und Dörfern gab.

Die Straße von Nürnberg nach Prag hieß schon früh die „Goldene Straße“. Karl IV. machte diesen Weg mindestens 52 Male von Prag in sein „geliebtes Nürnberg“. Auch später blieb der Name, wie etwa der Bericht des Bärnauer Pflegers Hans von Utelhofen 1513 besagt, der von der „Königlichen Stras“ spricht,

die von Prag ausgeht und „uff Nurnberg zu geth“. Die Straße führte auf rund 300 Kilometern von Prag vorbei am Böhmischem Karst durch das Tal der Mies und das böhmische Hügelland zum Oberpfälzer Wald und quer durchs Naabtal über den fränkischen Jura ins untere Pegnitztal nach Nürnberg. Ursprünglich führte sie über Pfraumberg und Vohenstrauß, doch befahl Karl IV., dass man ab Kladrau über Tachau, Bärnau, Neustadt, Weiden und Hirschau nach Sulzbach ziehen solle: „Zur Wahl und Krönung sollen die Böhmen-Könige auf dieser Straße ziehen.“ Da der Kaiser bei Strafe die andere Route seinen Gefolgsleuten verbot, wurde diese auch die „Verbotene Straße“ genannt. Die Reise verlief meist erstaunlich schnell: Als Karl IV. 1350 die Reichskleinodien von Prag nach Nürnberg transportierte, startete der Wagen am 29. März in Prag und war am 3. April in Nürnberg. Zu Pferd hatte Karls Vater König Johann sogar die Strecke von Prag nach Paris in der Rekordzeit von sechs Tagen geschafft.

Die Orte an der „Goldenen Straße“ wurden vom Kaiser mit reichen Privilegien ausgestattet, auch die erworbenen Dörfer und Märkte zwischen Luxemburg und Nürnberg wie Erlangen, Mainbernheim, Prichsenstadt oder Heidingsfeld. Wichtig war die Sicherheit der Kaufleute, die auf ihren Wagen Salz und Getreide, Wein und Honig, Bier und Öle, aber auch Metalle und Metallwa-

ren nach Böhmen in das damals reichste Land Europas transportierten. „Man sol wissen, was geleits vom Rhein gen Beheim get“, ordnete der Kaiser in jenem Prager Kanzleideutsch an, aus dem die neuhochdeutsche Schriftsprache hervorging. In unserer heutigen Schreibweise heißt es dann, dass dieses Geleit „ein Pfleger von Lauf am Bach bei Erlenstegen übernehmen und es begleiten soll bis an die Brücke der Pegnitz in Hohenstadt“, des weiteren der Pfleger von Sulzbach bis Gebenbach und der Pfleger von Hirschau bis Kohlberg usw. Noch heute weisen alte Bildstöcke auf die alte „Böhmische Grenze“ hin wie z. B. ein Bildstock im heutigen Nürnberger Stadtteil Erlenstegen, das damals vor den Toren der Reichsstadt Nürnberg lag. Eine Inschrift an der Hausnummer 118 in der heutigen Erlenstegener Hauptstraße informiert über den Grenzstein.

Wo Kaiser Karl IV. kein Land erben oder kaufen konnte, suchte er sich auf dem Wege von Luxemburg nach Prag Freunde und Verbündete zu schaffen. Als deutscher König war er auch Herzog von Franken. Dieses Franken war einst viel größer als die heutigen drei bayrischen Regierungsbezirke Unter-, Mittel- und Oberfranken. Die Sprachwissenschaft kennt heute noch neben der mainfränkischen Mundart auch die rheinfränkischen und moselfränkischen Dialekte. Dass es heute kaum ein fränkisches Nationalbewusstsein gibt, aber z. B.

ein hessisches, hängt auch mit Karl IV. zusammen. Als Herzog von Franken konnte er nur Privilegien aus seinem Herzogtum verleihen. So verlieh er vielen Orten in Hessen und Franken, in denen er auf dem Wege nach Prag weilte, die Stadtrechte wie z. B. Hungen, das heuer die 650-Jahrfeier seiner Stadterhebung feiert und wo das Gasthaus „Römischer Kaiser“ noch heute an ihn erinnert. Auch die meisten Reichsstädte und kleinen Grafschaften, sogar Reichsdörfer gibt es deshalb im alten Franken.

Wir kennen in Frankfurt die Karlsvesper am 28. Januar, dem Namenstag Karls des Großen. Weil Karl der Große von einem Gegenpapst heilig gesprochen wurde, hatte Rom später die Feier dieses Heiligen auf Aachen und Frankfurt beschränkt. So liest man es meist in den Geschichtsbüchern. Dass aber auch heute noch das Sprichwort von den „böhmischen Dörfern“ gilt, wenn wir etwas nicht wissen, können wir auch daraus ablesen, dass man Prag als dritte Stadt vergisst, in der Karl der Große so verehrt wird, dass es sogar eine von Karl IV. erbaute Karlskirche gibt. Das wundert uns nicht, wenn wir wissen, dass Karl IV. den Taufnamen Wenzel hatte und erst bei der Firmung den Namen Karl annahm.

Hauptstadt Neuböhmens war Sulzbach, an dessen Kirche eine Wenzelsstatue die Züge Karls IV. trägt. Böhmisches Pflegamtsstädte in Neuböhmen waren unter ande-

rem Lauf, Hersbruck, Sulzbach, Hirschau und Bärnau direkt an der Goldenen Straße, aber auch Auerbach, Pegnitz mit der Burg Böhmeinstein und Floß. Zahlreiche Burgen, die heute meist in Ruinen liegen, waren böhmische Stützpunkte. In Lauf ist das Wenzelschloss mit seinem Wappensaal erhalten, das nach Karls Sohn Wenzel benannt ist.

Ogleich Karl IV. Neuböhmen für ewig mit Böhmen verbunden hatte, verkaufte bzw. verpfändete er den südlichen Teil des Landes mit der Hauptstadt Sulzbach im Vertrag von Fürstenwalde für 100 000 Gulden an die pfälzischen Wittelsbacher in Person seines Schwiegersohnes Otto IV. von Brandenburg und zwar „Schlösser, Städte und Land Floß, Hirsaw, Sultzpach, Rosenberg ... Harsprugk und Lauffen.“ Neuböhmen, das Historiker als Modell eines modernen Staates ansehen, war nun geteilt: Der Süden gehörte zur Pfalz, der nördliche Teil blieb bei Böhmen. Die Verwaltung und das Landgericht waren nun in Auerbach, das eine kurze Blütezeit erlebte. Pflegamtsstädte waren Erlangen, Pegnitz und Bärnau, Pflegamtsitze gab es in Strahlenfels, Beheimstein, Hollenberg, Frankenberg, Rothenberg und anderen Burgen.

Karl IV. war urkundlich nachweisbar mindestens fünf Mal in Auerbach, woran ein Bild im Rathaussaal erinnert. Sein Sohn Wenzel war zweimal in der Stadt, wo auch der Auerbacher Pfennig geprägt wurde. Als „des Königs

oberster Pfleger in Beiern“ ist ein Borzivoj bekannt, der im Jahre 1400 die Stadt erfolglos verteidigte. Nach dem Tode seiner Frau Johanna von Baiern, die von Wenzels Jagdhunden zu Tode gebissen wurde, verfiel Wenzel in Schwermut und Unberechenbarkeit, so dass er im Jahre 1400 von den Kurfürsten abgesetzt wurde. Sein Nachfolger Ruprecht von der Pfalz eroberte im selben Jahre Auerbach und machte Neuböhmen ein Ende.

In vielen Sagen ist die Erinnerung an die „böhmische“ Zeit der Oberpfalz und Mittelfrankens lebendig geblieben. Nach der politischen Wende des Jahres 1989 haben Gruppen von Schülern mit ihren Lehrern aus verschiedenen bayerischen und tschechischen Schulen entlang der Goldenen Straße, aus Ostbayern, dem Neuböhmen der 14. Jahrhunderts, und aus Westböhmen diese Sagen gesammelt. Ein „Förderkreis Deutsch-Tschechischer Schulen zwischen Nürnberg und Prag“ hat sie im Jahre 2000 unter dem Titel „Sagenhafte Goldene Straße“ zusammen mit der Bayerischen Akademie für Schullandheimpädagogik in Deutsch und Tschechisch herausgegeben. Der Untertitel lautet: „Ein Streifzug durch die Gemeinsamkeiten der Geschichte von Tschechen und Deutschen anhand von Sagen zwischen Nürnberg und Prag mit einem Beitrag aus Luxemburg.“

Wir finden darin Sagen von Karl IV. und seinem Sohn Wenzel, Erinnerungen an die Hus-

siten, den Dreißigjährigen Krieg und andere Jahrhunderte. Es gibt tragische Geschichten, aber auch Schwänke oder ätiologische Sagen zur Erklärung von Ortsnamen wie z. B. der Stadt Lauf. Sie handeln in Lauf und Erlangen, Auerbach und Hersbruck, Hirschau und Pegnitz, Rückersdorf, aber auch in Nürnberg selbst und in Orten in der heutigen Tschechischen Republik auf dem Wege nach Prag. Historisch Interessierte, nicht nur Sudetendeutsche, die Nürnberg von den Sudetendeutschen Tagen her kennen, werden sie mit Gewinn lesen. Es sind Erinnerungen an die Gemeinsamkeit dieses Gebietes von Mitteleuropa und seiner einstigen Zugehörigkeit zu „Neuböhmen“.

*Rudolf Grulich*



# Unser Bücherangebot

## Neu!

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich. 800 Seiten, EUR 59,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, EUR 7,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

## Reihe Kirche und Heimat.

### Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.